

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	6 (1916)
<b>Heft:</b>	25
<b>Artikel:</b>	Berner Auswanderer vor hundert Jahren
<b>Autor:</b>	Ebersold, Fritz
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-637915">https://doi.org/10.5169/seals-637915</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

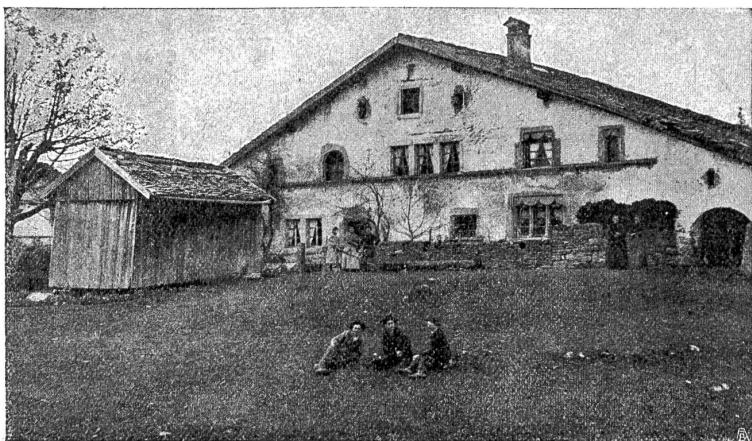
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Keltoromanisches Haus. Jurassisches Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert.  
Aufnahme von J. Arn, St. Imier.

wegung des Heimatschutzes eingesetzt, so wäre dieser Nationalshatz an Baudenkmälern durch Umkreisung mit neuzeitlichen Missgebürtigen ganz gefährdet gewesen. Es genügt aber nicht, nur durch Aufnahmen, beziehungsweise durch Beispiele und Gegenbeispiele zu zeigen, was gut oder schlecht ist. Ebenso wie bei den klassischen Stilarten spielen auch hier gute Verhältnisse, namentlich zwischen Dach und Wand, eine bedeutende Rolle. Um ihre weitere Entwicklung und ihre Formensprache richtig verstehen und anwenden zu können, muß deren Ursprung wissenschaftlich festgestellt werden. Daß es an Schulung fehlt, zeigen die häufigen Missformen.

Mögen wir unsern nationalen Schatz im Bauernhause immer mehr würdigen lernen; in einer gesunden Anlehnung, die sich dem Fortschritt nicht verschließen wird, können wir eine echt heimatliche Baukunst fördern.

(„Aus dem „Heimatschutz“.“)

## Berner Auswanderer vor hundert Jahren.

Von Fritz Ebersold.

Die schreckliche Teurung der Jahre 1816 und 1817 hatte einen gewaltigen Exodus aus der schwer heimgesuchten Schweiz nach Nordamerika zur Folge. Die Reise ging gewöhnlich über Holland, wo viele der Auswanderer in betrügerische Hände gerieten. Von 350 Personen, die mit dem Schiffe „die Hoffnung“ am 8. Mai 1817 von Amsterdam abfuhren, starben unterwegs aus Mangel an Fürsorge des Kapitäns nicht weniger als 44 Erwachsene und 40 Kinder. Ein Schiff war infolge unkundiger Leitung nach Lissabon verschlagen, ein anderes an die Küste von Norwegen. Bei der Ankunft in Amerika begann für viele dieser Armen das Elend in verstärktem Maße. Die Einen sahen sich verkauft. Andere blieben in den kümmerlichsten Verhältnissen in Newyork und gingen dort elend zugrunde.

Planmäßiger wurde Ende 1818 ein Auswanderungsunternehmen in Bern angebahnt. Mit aller Ruhe und Einsicht wurde der Entwurf zur Anlegung einer Kolonie in den Vereinigten Staaten erwogen und ausgeführt. Ein Notar Reichenbach von Saanen und ein Hauptmann Steiger von Grandson, ein angesehener und wohlhabender Mann, zeigten sich bereit, an die Spitze der Kolonie zu treten. Am 26. April 1819 ging aus Bern der erste Transport ab. In Holland war für bequeme Uebersfahrt gesorgt. Sie ging in 48 Tagen ohne Erkranken eines Reisenden glücklich vorstatten. Von Newyork führte die Reise nach Philadelphia und von dort ins Innere. Steiger schrieb den 13. Januar 1820 nach Bern:

„Unsere Reise ging über Harrisburg, Chambersburg, Bedford und das Alleghany-Gebirge nach Pittsburgh. Acht ungeheure Wagen trugen unsere Bagage, Kinder und die, so nicht zu Fuß gehen konnten. Ein kleines Berner Wägeli trug mich und meine Familie, und so zogen wir wohlgemut nach Westen. In 15 Tagen legten wir die 300 englischen Meilen nach Pittsburgh zurück, alles in bester Gesundheit. Dort erholteten wir uns, kaufsten ein 60 Schuh langes und 14 Schuh breites Boot, fuhren den unermesslichen und unbewohnten Wäldern des Western Country entgegen und kamen so den sehr schönen Fluß Ohio 17 Tage lang hinunter bis Marietta. Hier wurde uns Land von der Ohio-Gesellschaft angeboten, das wir in Augenschein nahmen, etwas gebirgig, fruchtbar, wohlbewässert und nach unserem Geschmack fanden, daher wir über 3000 Acker kaufsten. Von Marietta sandten wir eine Abteilung unserer Leute voraus, um den Busch

zu lichten, Hütten zu bauen usw. Bierzehn Tage später fuhren wir 15 Meilen weiter den Fluß hinunter bis nach Belpre, verlaufen unser Schiff, kaufsten Kühe, Schweine und so weiter und wanderten, die weibliche Gesellschaft zu Pferde, die Männer die Gewehre auf dem Rücken, zu Fuß durch die Wälder in unsere Wildnis. Hier sind wir nun, zwar sehr beschäftigt, aber alle gleich zufrieden. Unsere Nachbarn sind gute, friedfertige Menschen, fromm und wohlgesittet, deswegen uns die Gegend sehr lieb geworden. Meine Hütte ließ ich neben einen Felsen aufschlagen, so weit von Federal Creek, einem kleinen Flusse, daß das Ende meines zukünftigen Gartens dessen Ufer nahe sein wird. Die wilden Bewohner unseres Distriktes sind: Hirsche in Menge, wilde Räven, Bären, Wölfe, auch eine Art Panther, die aber äußerst selten und allein zu fürchten sind. Da wir mit dem Ausroden, Verbrennen der Bäume, Häuserbauen noch allzu sehr beschäftigt sind, als daß wir an die eigentliche Jagd gehen könnten, so kaufen wir das Mangelnde. Ein 50—70 Pfund schwerer Hirsch kostet einen halben Piaster, das Schweinefleisch 5—6 Kreuzer, daher die Fleischarten unsere Hauptnahrung ausmachen. Apfeln und Pfirsiche sind die Hauptfrüchte, aber in ungeheurer Menge und von großer Schönheit und Vortrefflichkeit. Die Bäume unserer Wälder sind weiße, rote und schwarze Eichen, Walnußbäume, Buchen, wilde und süße Kastanienbäume, gelbe Pappeln, Wasser- und andere Buchen, Kirschbäume, Sassafras und wilde Reben, welche armsdick in die Gipfel der höchsten Bäume steigen. Die gefiederten Bewohner derselben sind: indische Hühner, Rebhühner, Waldhühner, Adler und Rauze. Singvögel gibt es wenige. Unsere Lebensart ist sehr einfach: morgens früh geht man an die Arbeit, um 8 Uhr Frühstück, bis 12 Uhr Arbeit, dann Mittagessen, bis zur einbrechenden Nacht wieder Arbeit, dann Nachessen. Nachher lagert man sich bei gutem Wetter um eines unserer Feuer, bei schlechtem Wetter um ein ungeheures Kamin in meiner Hütte, wo geschwätz wird und Vergleichungen angestellt werden zwischen dem neuen und dem alten Vaterland. Fast immer werden geistliche Lieder, auch Psalmen gesungen, wobei alle, Alt und Jung, einstimmen und welche Unterhaltung uns allen die angenehmste ist. So geht unser stilles, tätiges Leben Tag für Tag, den Sonntag ausgenommen, den wir mit Andacht, mit Ruhe und Spazieren feiern. Mit vieler Selbstzufriedenheit überblicken wir die gemachten Arbeiten und glauben mit einer kleinen Regung von Stolz behaupten zu dürfen, unser Leben nützlich anzuwenden. Von den bei mir gebliebenen und hier angesiedelten Leuten kann ich mit Wahrheit bezeugen, daß sich alle ohne Ausnahme recht grav und zu meiner Zufriedenheit aufführen.“

So weit der Bericht des Leiters dieses in allen Beziehungen mit Geschick und Verständnis ausgeführten Auswanderungsunternehmens. Heute würde man freilich vergeblich nach der Steiger-Kolonie forschen. Die Auswanderer haben sich mit den übrigen Landeseinwohnern vermischt und sind Vollblutamerikaner geworden.

Von allen Auswanderungsunternehmungen alter Zeit, die die Schweiz aufzuweisen hat, ist die oben erwähnte wohl die einzige, an der man sich heute noch freuen darf. Beinahe alle übrigen Emigrationen kamen zum tragischen Scheitern. Den traurigsten Ausgang nahm die Auswanderung nach Brasilien im Jahr 1818. Die Zahl der Reisefreudigen, meistens Freiburger und Berner, betrug über 2000. Unter ihnen befanden sich auch einige Hundert jener Heimatlosen, die nun in der neuen Welt das Vaterland suchen sollten, das ihnen die alte nicht geben wollte. Beinahe alle Berufsarten und Gesellschaftsklassen waren vertreten. Die Wasserfahrt begann schon in Estavayer. Ganze 15 Tage dauerte die Reise bis nach Dordrecht. Am 11. September gingen 7 Schiffe unter Segel. In 7 Wochen erreichte das erste, in 5 Monaten das letzte Rio Janeiro. Unterwegs hatten nicht weniger als 313 Personen in der Tiefe des Meeres ihr Grab gefunden. Es war eine furchtbare Leidensfahrt. Das Ziel der Auswanderung war Moro-Cueimado, nun Neu-Freiburg genannt, nur 50 Stunden von Rio entfernt. „Liebe Brüder,“ schrieb den 20. April 1821 einer der Kolonisten nach Freiburg, „fast alle wären noch lieber in der alten Schweiz. Die Gesundheit ist geschwächt. Wir geben aber die Hoffnung nicht auf, mit der Zeit glücklich zu werden durch Mut und durch die Arbeit.“

Wie oft mögen die Armen ihrer alten schönen Heimat gedacht haben!

## Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens.

4.

### VI.

Ehre den französischen Soldaten! Der Staat hatte Frankreichs Niederlage unvermeidlich gemacht. Jede Kriegsbereitschaft als: schwere Artillerie, genügende Munitionsmengen, dauerhaftes Schuhwerk, Notwendigstes für die Verpflegung, fehlte, das Kommando der Einheiten war im Frieden gemäß politischen Erwägungen gebildet worden und mußte sich plötzlich einer grundsätzlichen, alles verwirrenden Änderung unterziehen. Daß Frankreich nicht schon im ersten deutschen Ansturm zerschmettert wurde, verdankt es jedem einzelnen seiner Söhne, seiner Soldaten. Die natürlichen, längst totgeglaubten Kräfte erwachten in der höchsten Gefahr und ersetzten die schweren Versäumnisse in der planmäßigen Vorbereitung mit einer großartigen Offenbarung der alten Volksart; der Sieg blieb ihnen versagt; aber das Vaterland war gerettet.

Vor der großen Wirklichkeit verharrte der geschwächte Staat in Ohnmacht. Das alte, lange verdrängte, gesund gebliebene Frankreich erwachte im Heer. Regierung wurde die im Zwang der Not verwandelte, nunmehr von allen politischen Einflüssen befreite Heeresleitung, wurde der Generalstab. Die neuen Venter bestimmte weder die Furcht vor dem Parlament, noch die Rücksicht auf die Großbanken, sondern nur das Wohl der Gemeinschaft, gegenwärtig: die Verteidigung des Vaterlandes.

Die französischen Soldatenbriefe sind weniger bemerkenswert als die deutschen, denn sie geben die größere Einheitlichkeit, Eintönigkeit der französischen Volksart wieder: Ein liebevolles, oft entzückendes Verhältnis zur Familie, des Vaters zu seinen Kindern, des Sohnes zur Mutter, eine Fülle reiner menschlicher Gefühle. Schärft wird die äußere Erscheinung des Krieges erfaßt, augenfällig, vernunftmäßig und ohne Begabung für unmittelbar symbolische Erkenntnis und Vertiefung, wie sie so oft aus deutschen Soldatenbriefen spricht.

Zwei wertvolle und schöne Briefe, die mir zu Gesicht kamen, seien auszugsweise überseßt. Den ersten fand ich im zweiten Märzheft der „Revue bleue“. Er lautet im Wesentlichen: „Wie entsetzlich ist der Krieg! Welche Verantwortung trifft diejenigen, die ihn verursachten! Am 21. machten wir Sturmangriff auf die deutschen Gräben. Der militärische Tagesbericht widmet uns die eine Zeile: In der Champagne, bei Souain, heftiger Bajonettkampf. Wir haben keine fühlbaren Fortschritte gemacht. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welches Grauen diese nüchterne Sprache verdeckt! Stellt Euch vor: Das Feld mit Toten und Verwundeten belegt, auf denen man herumtrampelt. Schützengräben, in denen sich die Kämpfenden, die zum Sturm angehen, und die Unglücklichen, die verstümmelt davon zurückkehren, durcheinander drängen; Schreie, Schreie des Entsetzens, der Wut, der Verzweiflung, der furchterlichen Lärm der Kanonen, das Pfeifen der Granaten und Kugeln, die Explosionen, die ringsum riesige Löcher reißen . . ., das muß man gehört und gesehen haben, um sich eine Idee von einer Schlacht zu machen! Höllische Vision! Und doch ist die Gemütsbewegung, die man empfindet, von der alleinigen Sorge beherrscht, seine furchtbare Pflicht bis zum Letzten zu tun.“

Man hat stundenlang eine unglaubliche Kanonade über sich ergehen lassen können, ohne sich zu rühren, ohne imstande zu sein, sich zu verteidigen; man hat zu verschiedenen Malen glauben können, lebendig begraben zu werden durch Stein- und Eisenhaufen; man hat sehen können, wie vor einem pulvergeschwärzten Loch plötzlich Kameraden in eine blutige, schmutzige Masse verwandelt wurden; sobald aber der Ruf: „Vorwärts!“ ertönt, überläuft ein Schauer den Körper und jeder, rasch sein Seitengewehr aufzuflanzend, stürzt sich aus seinem Graben in den Kugel- und Granatengraben, den Maschinengewehre und Kanonen speien!

Ich bin gesund und wohl zurückgekehrt; durch welches Wunder? Ich weiß es nicht, und ich danke der Vorsehung, deren unsichtbare Hand mich beschützt hat.

Unser Regiment hat sehr gelitten und mit Kummer mußten wir sehen, daß unsere Opfer uns nicht den Sieg errungen hatten. Wir sind dennoch nicht entmutigt und die Moral der Soldaten hat nicht zu sehr unter unserem Misserfolg gelitten. Leider haben uns die ersten Kämpfe schon vieler wertvoller Führer beraubt; die letzte Schlacht hat uns noch mehrere von den Besten unter den Verschontgebliebenen gekostet und die Zuversicht der Truppen könnte darunter leiden.“

Den zweiten Brief veröffentlichte der „Correspondant“ in seiner zweiten Februar-Nummer. Der Verfasser, der Kavallerieoffizier Marcel Dupont, schildert darin den Eindruck des deutschen Weihnachtsfestes im Schützengraben auf die Franzosen. Die Schützengrabenwacht der Franzosen hat den Alarm gegeben. „Ich springe auf die Erdstufe. Wirklich, an drei verschiedenen Orten, weit weg von uns, scheinen Lichter. Während ich aufmerksam hinschrehe, errate ich den Grund dieser ungewöhnlichen Beleuchtung. Es sind enorme Tannen, die man im Schutz der Nacht dorthin geschafft hat und die wunderbar erleuchtet sind. Mit dem Feldstecher kann ich sie genau unterscheiden, ich sehe sogar die Schatten, die darum tanzen. Ein Murmeln und ferne Freudenrufe dringen bis zu uns. Wie das alles gut vorbereitet ist! Sie haben sogar elektrisches Licht in den Zweigen der Weihnachtsbäume, um zu vermeiden, daß unsere Artillerie sie als bequemen Zielpunkt benütze. Wirklich verlöschen auch von Zeit zu Zeit alle Lichter der selben Tanne unvermutet und entzünden sich erst wieder nach einigen Minuten.“

Aber wir erzittern, als plötzlich über der gewaltigen Ebene ein ernster und melodischer Gesang ertönt. Unsre Erinnerung an ähnliche Chöre, die wir in Bizchoue in tragischen Momenten gehört haben, sind noch ganz neu. Das sind dieselben reinen und harmonischen Stimmen, die jetzt